

MIT EINEM VORWORT VON Yuval Noah Harari

Warum wir
HUNDE LIEBEN



SCHWEINE ESSEN



und

KÜHE ANZIEHEN



Melanie Joy

Eine Einführung in den Karnismus VENTIL

Melanie Joy

WARUM WIR HUNDE LIEBEN, SCHWEINE ESSEN UND KÜHE ANZIEHEN

Eine Einführung in den Karnismus

*Aus dem amerikanischen Englisch von
Achim Stammberger und Benedikt Zopes*

*In genderneutralerer Schreibweise überarbeitet von
Simon Kneip und Benedikt Zopes*



Melanie Joy hat in Harvard Psychologie studiert und an der Saybrook University promoviert. Ihr Forschungsgebiet umfasst vor allem die Psychologie des Essens von Tieren und den sozialen Wandel. Sie ist weithin als Vordenkerin und vor allem für ihre Pionierarbeit bei der Entwicklung ihrer Theorie des Karnismus anerkannt. Joy ist preisgekrönte Autorin von sechs Büchern und eine international anerkannte Rednerin und Coachin, die ihre Arbeit und Thesen in mehr als fünfzig Ländern auf sechs Kontinenten vorgestellt hat.

Diese Ausgabe wurde zuerst 2020 von Red Wheel veröffentlicht, einem Imprint
von Red Wheel/Weiser, llc.

Copyright © 2010, 2011, 2020 Melanie Joy, PhD

Copyright Vorwort © 2020 Yuval Noah Harari

© Ventil Verlag UG (haftungsbeschränkt) & Co. KG, Mainz 2022
Alle Rechte vorbehalten.

print-ISBN 978-3-95575-175-3

e-ISBN 978-3-95575-625-3

Ventil Verlag, Boppstraße 25, 55118 Mainz

www.ventil-verlag.de

INHALT

Vorwort zur zehnjährigen Jubiläumsausgabe

Kapitel 1

LIEBEN ODER ESSEN?

Kapitel 2

KARNISMUS: »ES IST HALT EINFACH SO«

Kapitel 3

WIE ES *IN WIRKLICHKEIT* IST

Kapitel 4

**KOLLATERALSCHÄDEN: DIE ANDEREN OPFER DES
KARNISMUS**

Kapitel 5

**FLEISCH UND SEINE MYTHEN: RECHTFERTIGUNGEN
DES KARNISMUS**

Kapitel 6

**HINTER DEM KARNISTISCHEN SPIEGEL: DER
VERINNERLICHTE KARNISMUS**

Kapitel 7

ZEUGNIS ABLEGEN: VOM KARNISMUS ZUM MITGEFÜHL

Nachwort

Danksagung

Anmerkungen

Literaturverzeichnis

Register

*Für alle, die Zeug:innen sind.
Eure Augen weisen uns den Weg.*

VORWORT ZUR ZEHNJÄHRIGEN JUBILÄUMSAUSGABE

von Yuval Noah Harari

Gäbe es einen olympischen Wettbewerb, um herauszufinden, wer das unglücklichste Lebewesen auf der Erde ist, gäbe es wahrscheinlich drei Kandidaten für die Goldmedaille: die Kühe, Hühner und Schweine, die wir züchten, um unsere Gelüste und Bedürfnisse zu befriedigen. Warum haben diese Tiere ein so schreckliches Leben?

Es mag zunächst den Anschein haben, dass domestizierte Tiere gute Leben führen, vor allem wenn man sie mit denen von Wildtieren vergleicht. Man denke zum Beispiel an eine Kuh in einem Milchbetrieb und an ein Zebra in der afrikanischen Savanne. Das Zebra verbringt seinen ganzen Tag damit, nach Nahrung und Wasser zu suchen, und manchmal findet es weder das eine noch das andere. Es befindet sich in ständiger Gefahr: durch Raubtiere, Krankheiten und Naturunglücke wie Fluten und Dürre. Eine domestizierte Kuh hingegen scheint die ständige Fürsorge der Bäuer:innen zu genießen, die sie mit Nahrung, Impfstoffen und Medikamenten versorgen und sie vor Raubtieren und Naturkatastrophen schützen. Doch anders, als viele von uns zu glauben gelernt haben, leben Nutztiere unter Bedingungen, die wir vermutlich verwerflich fänden, wären es Hunde oder Katzen, die so leben müssten - und trotzdem landen diese Individuen

früher oder später im Schlachthof. Selbst dort, wo die körperlichen Grundbedürfnisse von Nutztieren erfüllt werden, ignoriert man ihre sozialen und emotionalen Bedürfnisse. Moderne Agrikultur behandelt diese Tiere wie Maschinen zur Produktion von Milch, Fleisch und Eiern, und nicht wie Lebewesen mit einem reichen Innenleben voller Gefühle und Empfindungen.

Wollen wir die Gefühlswelten von Nutztieren verstehen, dürfen wir unseren Blick nicht nur auf die Lebensbedingungen richten, mit denen sie in den Industriegesellschaften des 21. Jahrhunderts konfrontiert sind, sondern müssen unsere Perspektive auch um die Lebensbedingungen ihrer Vorfahren vor Tausenden und Millionen Jahren erweitern. Geschichtliche Wurzeln zu untersuchen, um modernes Leben besser zu verstehen, fällt in das wissenschaftliche Fachgebiet der evolutionären Psychologie. Und deren Erkenntnisse sind für alle Tiere relevant - für Kühe, Hühner und auch für Menschen. Nehmen wir etwa unsere Vorliebe für süßes und fettiges Essen. Im 21. Jahrhundert hat diese Leidenschaft keinen Zweck mehr. Im Gegenteil: Sie ist destruktiv. Heutzutage führen Fettleibigkeit und Diabetes zu mehr Todesopfern als Hunger, Kriege und Terrorismus zusammen. Für eine durchschnittliche Person ist die Wahrscheinlichkeit viel größer, sich zu oft bei McDonald's zu überfressen und daran zu sterben, als bei einem Anschlag von al-Qaida umzukommen. Warum also tun wir uns das an?

Weil unsere Gefühlswelten nicht auf die heutige Industriegesellschaft gemünzt sind, sondern auf die Leben unserer Vorfahren vor Zehntausenden Jahren in der afrikanischen Savanne. Vor 50.000 Jahren lief eine meiner Vorfahrinnen durch die afrikanische Savanne und stieß auf einen Baum voller reifer, süßer Früchte.

Unter diesen Umständen war es die richtige Reaktion, so viele Früchte wie möglich zu verspeisen, und zwar so schnell es geht, bevor stattdessen die Paviane aus dem benachbarten Rudel alle Früchte finden und auffressen. Hätte meine Vorfahrin eine seltene genetische Mutation in sich getragen, durch die sie keinen Geschmack an süßer und fettreicher Nahrung fände, hätte sie wahrscheinlich nicht überlebt. Öffne ich heutzutage die Tür meines Kühlschranks und erblicke einen Schokoladenkuchen, ist meiner DNA und den Neuronen in meinem Gehirn nicht klar, dass ich im 21. Jahrhundert lebe. Sie denken, dass ich mich immer noch in der afrikanischen Savanne befinde, also werde ich ein starkes Bedürfnis verspüren, den Kuchen zu essen.

Das Gleiche gilt auch für andere Tiere. Man nehme etwa Hundewelpen und ihr Bedürfnis zu spielen. Warum spielen sie so gerne? Weil ihre Vorfahren, Wölfe, vor vielen tausend Jahren auf Spiele angewiesen waren, um zu überleben. Wölfe sind soziale Tiere. Sie können weder überleben noch sich fortpflanzen, ohne mit anderen Wölfen zusammenzuarbeiten. Junge Wölfe lernen die Spielregeln dieser Zusammenarbeit, indem sie Spiele spielen. Verspürte ein Wolfwelpen aufgrund einer seltenen genetischen Mutation keinen Drang zu spielen in sich, bedeutete das seinen Tod.

Was passiert, wenn wir heute einen kleinen Welpen nehmen, in einen Käfig sperren, ihm Wasser, Futter und Medizin geben und, wenn er die Pubertät erreicht hat, eine läufige Hündin mit seinem Samen schwängern? Dieser Welpen muss nicht mehr spielen, um zu überleben. Trotzdem wird er einen starken Drang zu spielen verspüren. Darum wird er, obwohl es ihm weder an Futter noch an Obhut fehlt, sehr unglücklich sein. Das liegt daran, dass seine emotionalen Bedürfnisse nicht seinen gegenwärtigen

Zustand reflektieren, sondern den Einfluss eines früheren Entwicklungsprozesses.

Das gilt natürlich auch für Nutztiere. Selbst dann, wenn Bäuer:innen ihren Kühen und Hühnern genug Futter, Wasser, Medizin und Schutz geben, werden deren emotionale und soziale Bedürfnisse ignoriert, weswegen diese Tiere intensives Leid durchstehen müssen.

Natürlich können wir uns die schwierige Frage stellen, ob es richtig ist, Tieren Emotionen und soziale Bedürfnisse zuzuschreiben. Machen wir uns dann nicht der Vermenschlichung von Tieren schuldig, so wie ein kleiner Junge, der gegen einen Tisch rennt, und dann glaubt, der Tisch habe ihm absichtlich wehgetan, als habe er Gefühle und Absichten, so wie es Menschen tun? Nach dem besten Wissen und Gewissen von Wissenschaftler:innen handelt es sich hier allerdings keineswegs um Vermenschlichung.

Emotionen sind keine spirituelle Eigenschaft, die Gott nur Menschen gegeben hat, damit sie Gedichte schreiben und Gefallen an Musik finden können. Emotionen sind biochemische Mechanismen, die sich durch natürliche Ausleseverfahren entwickelt haben, damit Tiere besser in der Lage sind, sich den Problemen zu stellen, denen sie täglich gegenüberstehen. So haben sie eine bessere Chance zu überleben und sich zu vermehren. Nach unserem besten Wissen haben Säugetiere und Vögel und zumindest einige Reptilien und Fische Gefühle. Also betrachte ich eine Kuh, der ich Gefühle zuspreche, nicht als menschliches Wesen. Ich betrachte sie als ein Säugetier. Und das ist auch gut so, denn schließlich *ist* sie ein Säugetier.

Was bedeutet es, wenn Emotionen biochemische Mechanismen sind, die dem Lösen von Problemen dienen? Man nehme folgendes Beispiel: Ein Pavian sieht Bananen an einem Baum hängen, bemerkt aber einen Löwen in

Nähe dieses Baumes. Sollte der Affe versuchen, an die Bananen heranzukommen und riskieren, von dem Löwen gefressen zu werden? Im Prinzip handelt es sich hier um ein mathematisches Problem, bei dem es darum geht, Wahrscheinlichkeiten zu berechnen. Ist es wahrscheinlicher, dass der Affe verhungern wird, wenn er diese Bananen nicht isst, oder ist es wahrscheinlicher, dass er beim Versuch, an die Bananen zu gelangen, als Löwenfutter enden wird?

Um dieses Problem zu lösen, muss der Affe viele Variablen berücksichtigen: Wie groß ist die Distanz zwischen mir und den Bananen? Wie groß die zwischen den Bananen und dem Löwen? Wie schnell kann der Affe laufen? Wie schnell der Löwe? Ist der Löwe satt und schläfrig, oder ist er hungrig und wach? Drei kleine, grüne Bananen sind eine ganz andere Geschichte als zehn große, reife Bananen. Doch diese externen Variablen allein reichen nicht aus. Um eine wahrhaft weise Entscheidung zu treffen, muss der Affe auch seinen inneren Zustand berücksichtigen. Wie hoch ist sein aktuelles Energielevel? Ist es sehr niedrig, könnte er verhungern, also ist es das Risiko wert, selbst ein hohes. Hat er in diesem Moment aber noch viel Energie und die Bananen stellen nicht mehr als einen Luxus dar, ist es das Risiko nicht wert.

All diese Variablen sollten in die Rechnung miteinbezogen werden. Geht die Rechnung auf, wird der Affe überleben und seine Gene weiterreichen. Ein besonders feiger Affe, der die Gefahr zu stark gewichtet, wird verhungern und die Gene, die ihn zu diesem feigen Affen gemacht haben, nicht an die nächste Generation weitergeben. Ein leichtsinniger Affe, der der Gefahr nicht genug Gewicht einräumt, wird von dem Löwen gefressen werden. Auch seine Gene werden die nächste Generation nicht erreichen. Evolution basiert auf Statistiken: Diese

dienen den verschiedenen Spezies als Filter, der zu jeder Minute jeden Tages dafür sorgt, dass die nächste Generation die Gene derjenigen Tiere erhält, welche die ihnen verfügbaren Daten optimal ausgewertet haben.

Wie genau sieht dieser Auswertungsprozess aber aus? Der Affe greift nach keinem Stift, den er sich hinter's Ohr geklemmt hat, und holt auch kein Notizbuch aus seiner Jackentasche, um dann anzufangen, Laufgeschwindigkeiten und Energielevel zu berechnen. Er hat auch keinen Taschenrechner. Sein Körper und seine Gefühle sind der Taschenrechner. Was wir in der Alltagssprache als Emotionen, Gefühle oder Empfindungen beschreiben, sind in Wirklichkeit Berechnungen.

Der Affe ist hungrig oder satt, empfindet den Löwen entweder als mehr oder als weniger bedrohlich; er fühlt sich von den Bananen angezogen oder abgestoßen. Im Bruchteil einer Sekunde wird er einen Rausch an Empfindungen wahrnehmen: Er wird plötzlich Lust und Wagemut spüren, seine Brust wird anschwellen, er wird tief einatmen, seine Muskeln anspannen und dann ... Los! Zu den Bananen! Oder aber Angst macht sich in ihm breit, er lässt die Schultern hängen und seine Muskeln entspannen sich. Oh je! Da ist ein Löwe! Hilfe! Und manchmal sind die Zahlen so uneindeutig, dass eine Entscheidung schwierig wird. Dann ist der Affe verwirrt und zögerlich. Ja ... Nein ... Sollte ich ... Sollte ich nicht ... Verdammt! Was soll ich nur tun?!

Natürlich unterscheiden sich Tiere wie Affen und Kühe in ihren Gefühlen und auch die menschliche Gefühlswelt sieht anders aus. Es gibt einzigartige Emotionen, die nur Menschen spüren. Scham zum Beispiel ist vermutlich so eine Emotion. Kühe schämen sich soweit wir wissen nicht. Wahrscheinlich gibt es auch einzigartige Gefühle, die nur

andere Tiere spüren, aber das können wir natürlich nicht wissen.

Es gibt aber auch grundlegende Emotionen, die alle Säugetiere gemeinsam haben. Die grundlegendste davon ist wohl die Liebe zwischen einer Mutter und ihren Jungen. Diese Emotion gibt den Säugetieren sogar ihren Namen. Das englische Wort *mammal* kommt vom lateinischen *mamma*, was Brust bedeutet, und auch das deutsche Wort »Säugetier« hat einen direkten Bezug zur Muttermilch. Innerhalb des emotionalen Systems, das dich und mich zu Säugetieren macht, lieben Mütter ihren Nachwuchs so sehr, dass sie ihm erlauben, an ihrem Körper zu saugen. Die Jungen hingegen verspüren ein überwältigendes Verlangen danach, eine Beziehung zu ihrer Mutter aufzubauen und in ihrer Nähe zu bleiben. Ein neugeborenes Säugetier, dem seine Mutter aus irgendeinem Grund gleichgültig ist, wird nicht lange überleben. Und eine Mutter, die diese Gleichgültigkeit gegenüber ihrem Nachwuchs verspürt, kann zwar ein langes, bequemes Leben führen, ihre Gene jedoch nicht an die nächste Generation weiterreichen. Für Kühe, Hunde, Wale und Igel gilt das gleiche System. Über andere Emotionen lässt sich streiten, aber es besteht kein Zweifel, dass sich alle Säugetier-Arten durch mütterliche Liebe und eine starke Verbindung zwischen Mutter und Nachwuchs charakterisieren lassen.

Es dauerte viele Jahre, bis die Wissenschaft das realisierte. Bis vor kurzem noch hinterfragten Psychologen die Existenz und Notwendigkeit der emotionalen Verbindung zwischen Mutter und Nachwuchs, selbst beim Menschen. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde das Feld der Psychologie vom Behaviorismus bestimmt. Behavioristen gingen davon aus, dass die Beziehung zwischen Eltern und Kindern auf materieller Belohnung

basiert: dass Kinder lediglich Nahrung, Medizin und Schutz brauchen und sich ihren Eltern nur verbunden fühlen, weil diese ihre materiellen Bedürfnisse decken. Kinder, die sich außerdem nach Wärme, Umarmungen und Küssen sehnten, galten als »verwöhnt«, und Pädagogen warnten Eltern davor, ihre Kinder zu umarmen und zu liebkosen, weil diese dann Unselbstständigkeit, Egoismus und geringes Selbstvertrauen entwickeln würden.

John Watson, einer der seinerzeit bekanntesten Experten auf dem Feld, riet Eltern 1928: »Umarmen und küssen Sie Ihre Kinder niemals und lassen Sie sie auch nicht auf Ihnen sitzen. Wenn Sie müssen, küssen Sie ihnen einmal die Stirn, wenn Sie ihnen eine gute Nacht wünschen. Morgens sollten Sie es dabei belassen, ihnen die Hände zu schütteln.« Das in den 1920ern und 1930ern beliebte amerikanische Magazin *Infant Care* vermittelte Eltern die Idee, dass Disziplin und das Stillen materieller Bedürfnisse die korrekten Leitprinzipien der Kindeserziehung seien. 1929 wurde Eltern in einer Ausgabe des Magazins empfohlen, sie sollten einen vor Hunger weinenden Säugling »nicht halten, nicht schaukeln, damit er aufhört zu weinen, und nicht füttern, solange nicht gerade Essenszeit ist. Es wird dem Baby nicht wehtun zu weinen, das gilt selbst für Neugeborene.«

Zu den Wissenschaftlern, die diese Herangehensweise hinterfragten, gehörte der amerikanische Psychologe Harry Harlow, der sich auf Primatenforschung spezialisiert hatte. In den 1950ern und 1960ern führte Harlow eine Reihe an Experimenten an Rhesusaffen durch. Direkt nach der Geburt trennte er die kleinen Äffchen von ihren Müttern und zog sie in isolierten Käfigen groß. In jeden Käfig gab er zwei Affenpuppen, die die Mutter ersetzen sollten. Eine »Mutter« war eine Puppe aus Metalldraht. Sie hatte eine Flasche Milch eingebaut, an der das Jungtier sich säugen

konnte. Eine zweite »Mutter« bestand aus Holz, Stoff und Samt, damit sie sich anfühlte wie ein echter Affe, war jedoch mit keiner Flasche ausgestattet. Harlow ging im Sinne der behavioristischen Psychologie davon aus, dass die Äffchen sich an die Metallmutter hängen würden, die ihre materiellen Bedürfnisse befriedigte, und kein Interesse an der nutzlosen Samtmutter zeigen würden.

Zu Harlows Überraschung hingen die Affen an der Samtmutter und verbrachten ihre Zeit nahezu komplett bei ihr. Ab und zu gingen sie zur Metallmutter, um gestillt zu werden, danach kehrten sie aber sofort in die Arme der Samtmutter zurück. Harlow glaubte, den Affen sei kalt und dass sie sich nur an die Samtmutter klammerten, um sich aufzuwärmen. Also installierte er eine Glühbirne in der Metallmutter, damit von ihr mehr Wärme ausging als von ihrem samtene Gegenstück. Ohne Erfolg. Die meisten Äffchen bevorzugten weiterhin die Samtmutter. Selbst als Harlow beide Mütter direkt nebeneinander stellte, blieben sie bei der Samtmutter, sogar dann, wenn sie aus der Milchflasche der Metallmutter tranken.

Harlow kam zu dem Schluss, dass die Samtmutter den Äffchen etwas gab, das über Ernährung und Körperwärme hinausging: eine emotionale Bindung. Millionen Jahre an Evolution hatten in ihnen ein starkes Bedürfnis nach emotionaler Zuneigung hinterlassen, von dem sie sich eine stärkere Chance auf Erfüllung bei einem weichen, pelzigen Bezugsobjekt ausrechneten. Darum entwickeln kleine Kinder auch emotionale Bindungen zu Puppen, Decken und Stoffen statt zu Holzstücken, Steinen und Gabeln. Für diese Äffchen war das Bedürfnis nach emotionaler Bindung so groß, dass sie die nahrungsspendende Metallpuppe stehenließen, um ihre Aufmerksamkeit dem Objekt zu widmen, das dieses Bedürfnis erfüllen zu können schien. Leider konnte die Samtmutter keine wirkliche emotionale

Bindung mit ihnen eingehen. Darum wuchsen diese Affen mit vielen psychologischen Komplexen auf, obwohl all ihre materiellen Bedürfnisse gestillt worden waren. Als sie ausgewachsen waren, schafften sie es nicht, sich in die Affengemeinschaft zu integrieren und Nachwuchs zu zeugen.

Auch wenn sie gegenüber den Affen grausam war, trugen Harlows Forschung dazu bei, unser Verständnis von menschlicher emotionaler Bindung zu revolutionieren. Heute ist jeder vernünftig denkenden Person klar, dass Kinder vom ersten Tag an emotionale Bedürfnisse haben, und dass ihre mentale wie körperliche Gesundheit auf die Erfüllung dieser Bedürfnisse genauso angewiesen ist wie auf Nahrung, Medizin und Schutz. Das gilt natürlich nicht nur für menschliche Kinder, sondern auch für den Nachwuchs anderer Säugetiere. Schließlich wurden Harlows Experimente nicht an Menschen ausgeführt.

Wie die Expert:innen für Kindererziehung vor einem Jahrhundert konzentrierten sich Bäuer:innen im Laufe der Geschichte auf die materiellen Bedürfnisse von Kälbern, Lämmern und Fohlen, während sie deren emotionale Bedürfnisse ignorierten (außer wenn diese emotionalen Bedürfnisse im Interesse der Menschen lagen). Darum basiert die Milchindustrie seit der Agrarrevolution auch darauf, die grundlegendste emotionale Bindung zu brechen, die es in der Welt der Säugetiere gibt: Der Nachwuchs wird von der Mutter getrennt. Eine Kuh gibt keine Milch, bevor sie ein Kalb geboren hat, also sorgen Milchbäuer:innen dafür, dass Kühe Kalb um Kalb zur Welt bringen. Doch werden die Kälber kurz nach ihrer Geburt von ihren Müttern getrennt. Sie verbringen ihre Kindheit ohne jeglichen Kontakt zu den Zungen, den Zitzen, den Körpern ihrer Mütter. Was Harry Harlow in kleinem Maßstab tat - mit ein paar Hundert Rhesusaffen-Müttern

und -Kindern -, tut die Milchindustrie täglich Hunderten von Millionen von Individuen an.

Heutzutage sind mehr als 90 Prozent aller größeren Tiere auf der Erde Nutztiere: Kühe, Schweine, Schafe und Hühner. Milliarden an Tieren mit reichen Innenleben voller Gefühle, Empfindungen, Bedürfnisse und Ängste verbringen ihr Lebens als Maschinen zur Produktion von Fleisch, Milch und Eiern in industrieller Massenfertigung. Es liegt in unser aller Verantwortung, sich des unermesslichen Leids bewusst zu werden, das wir Menschen diesen Tieren zufügen. Und es liegt in unser aller Verantwortung, unser Bestes zu tun, um dieses Leiden zu verringern.

Melanie Joys Buch ist ein wichtiger und wegweisender Beitrag zu diesem Kampf für das Wohlergehen von Tieren. Es erklärt wortgewandt, wie das globale System der Tierausbeutung errichtet wurde, was es am Laufen hält und wie es Milliarden von Lebewesen auf unerträgliche Weise leiden lässt, während die meisten von uns diesem Leid keine Beachtung schenken oder keinen Grund sehen, etwas dagegen zu tun. Dieses Buch hilft uns dabei, ein paar Schritte zurück zu treten, um den »Karnismus« als solchen zu betrachten. So sind wir besser dazu in der Lage, kritisch zu denken und Teil der Lösung zu werden, um eine mitfühlendere und nachhaltigere Welt zu schaffen.

*Die Größe einer Nation und ihre moralische Reife
lassen sich daran messen, wie sie ihre Tiere behandelt.*

Mahatma Gandhi

KAPITEL 1

LIEBEN ODER ESSEN?

*Wir sehen die Dinge nicht so, wie sie sind, wir sehen sie
so, wie wir sind.*

Anaïs Nin

Versetzen Sie sich für einen Moment in folgende Szene: Sie sind bei Freund:innen zu einem festlichen Abendessen eingeladen. Gemeinsam mit den anderen Gäst:innen sitzen Sie an einem stilvoll gedeckten Tisch. Der Raum ist angenehm warm, das Kerzenlicht spiegelt sich in den Kristallgläsern mit Wein und man unterhält sich ganz entspannt. Aus der Küche duftet es verführerisch nach reichhaltigen Speisen. Sie haben den ganzen Tag nichts gegessen und Ihr Magen knurrt.

Nach einiger Zeit – es kommt Ihnen wie Stunden vor – erscheint die Gastgeberin und bringt aus der Küche eine appetitlich dampfende Schüssel mit Geschnetzeltem. Der Wohlgeruch von Fleisch, Gewürzen und Gemüse durchzieht den Raum. Sie nehmen sich eine kräftige Portion, und nachdem Sie von dem zarten Fleisch einige Bissen gekostet haben, fragen Sie die Gastgeberin nach dem Rezept.

»Das gebe ich dir gerne«, antwortet sie. »Als Erstes nimmst du fünf Pfund Golden-Retriever-Fleisch, gut mariniert, und dann ...« *Golden Retriever?* Wahrscheinlich werden Sie mitten im Kauen erstarren, als Ihnen klar wird: Das Fleisch in Ihrem Mund stammt von einem *Hund*.

Und jetzt? Essen Sie weiter? Oder stößt Sie der Gedanke ab, dass auf Ihrem Teller Golden Retriever liegt und dass Sie gerade davon gegessen haben? Lassen Sie das Fleisch einfach weg und essen nur noch das Gemüse? Wenn es Ihnen so geht wie den meisten von uns (insbesondere im »Westen«), dann dürfte die Feststellung, dass Sie gerade Hund gegessen haben, Ihren anfänglichen Genuss unwillkürlich in einen gewissen Widerwillen verwandeln.* Auch das Gemüse im Gericht ekelt Sie jetzt womöglich an, als wäre es durch das Fleisch irgendwie verunreinigt.

Doch nehmen wir an, Ihre Gastgeberin lacht und sagt, es sei nur ein Scherz gewesen. Das Fleisch sei gar kein Golden Retriever, sondern Rindfleisch. Welches Gefühl haben Sie jetzt beim Blick auf Ihren Teller? Kommt Ihr Appetit zurück? Essen Sie mit der gleichen Begeisterung weiter wie am Anfang? Vermutlich werden Sie sich weiterhin etwas unbehaglich fühlen - obwohl Sie wissen, dass das Geschnetzelte auf Ihrem Teller genau dasselbe ist, das Sie eben noch äußerst appetitlich fanden. Und dieses Unbehagen könnte Sie auch beim nächsten Mal durchaus wieder befallen, wenn Rindergeschnetzeltes auf dem Tisch steht.

Was ist hier los? Wie kommt es, dass manche Lebensmittel eine derart emotionale Reaktion auslösen? Wie kann es sein, dass wir ein Lebensmittel unter dem einen Namen äußerst schmackhaft finden, unter einem anderen aber praktisch nicht essbar? An der Hauptzutat des Geschnetzelten - Fleisch - hat sich überhaupt nichts geändert. Es war von Anfang an das Muskelfleisch eines Tieres und ist es auch geblieben. Es wurde lediglich (scheinbar und ganz kurz) zu Fleisch von einem anderen Tier. Wieso reagieren wir auf Rindfleisch und Hundefleisch so völlig unterschiedlich?

Die Antwort darauf lässt sich in einem Wort zusammenfassen: *Wahrnehmung*. Wir reagieren auf verschiedene Sorten Fleisch nicht deshalb unterschiedlich, weil diese sich physisch unterscheiden würden, sondern weil wir sie als unterschiedlich wahrnehmen.

WARUM HUNDE ESSEN EIN PROBLEM IST

Eine solche Wahrnehmungsverschiebung kann sich anfühlen wie ein Wechsel mit dem Auto auf die

Gegenfahrbahn: Wenn Sie die durchgezogene Linie überqueren, erleben Sie die Situation plötzlich völlig anders. Dass Wahrnehmungsverschiebungen eine so starke Reaktion auslösen können, liegt daran, dass unsere Wahrnehmung zu einem großen Teil unser Wirklichkeitsempfinden bestimmt. Wie wir eine Situation einschätzen und empfinden, hängt davon ab, wie wir sie wahrnehmen, welche Bedeutung wir ihr geben. Unsere Einschätzungen und Empfindungen wiederum bestimmen häufig unser Handeln. Die meisten von uns nehmen Hundefleisch ganz anders wahr als Rindfleisch, daher ruft Hundefleisch ganz andere Denk-, Gefühls- und Verhaltensreaktionen hervor.*

Ein Grund für unsere derart unterschiedliche Wahrnehmung von Rindfleisch und Hundefleisch ist, dass wir Kühe** und Hunde ganz unterschiedlich sehen. Mit Kühen kommen wir am häufigsten in Kontakt, wenn wir sie essen (oder anziehen); nicht selten sogar nur dann. Sehr viele von uns aber haben zu Hunden ein Verhältnis, das sich in vielerlei Hinsicht kaum von unserem Verhältnis zu Menschen unterscheidet. Wir sprechen sie mit Namen an. Wir verabschieden uns, wenn wir weggehen, und begrüßen sie, wenn wir zurückkommen. Wir schlafen mit ihnen in einem Bett. Wir spielen mit ihnen. Wir kaufen ihnen Geschenke. Wir tragen ihr Bild in der Brieftasche bei uns. Wir bringen sie zu Ärzt:innen, wenn sie krank sind, und geben oft sehr viel Geld für ihre Behandlung aus. Wir beerdigen sie, wenn sie sterben. Sie bringen uns zum Lachen und zum Weinen. Sie sind unsere Helfer:innen, unsere Freund:innen, unsere Familie. Wir lieben sie. Wir lieben Hunde nicht deshalb und essen Kühe nicht deshalb, weil Hunde und Kühe von Grund auf unterschiedlich wären – Kühe haben genauso Gefühle, Vorlieben und ein eigenes Bewusstsein wie Hunde –, sondern weil wir sie als

unterschiedlich *wahrnehmen*. Und infolgedessen nehmen wir auch ihr Fleisch unterschiedlich wahr.

Dass unsere eigene Wahrnehmung von Fleisch davon abhängt, von welcher Tierart es stammt, ist die eine Seite. Auf der anderen Seite nehmen unterschiedliche Menschen ein und dasselbe Fleisch oft auch ganz unterschiedlich wahr. Ein:e Hindu beispielsweise würde auf Rindfleisch unter Umständen genauso reagieren wie ein:e Christ:in bei uns auf Hundefleisch. Diese verschiedenartige Wahrnehmung liegt daran, welches *Schema* wir jeweils verinnerlicht haben. Ein Schema ist eine psychische Grundstruktur, die unsere Überzeugungen, Vorstellungen, Wahrnehmungen und Erfahrungen prägt und von diesen ihrerseits geprägt wird. Sie sortiert und interpretiert die von außen einströmenden Informationen automatisch. Wenn Sie zum Beispiel das Wort »Ober« hören, stellen Sie sich vermutlich einen Mann in schwarzer Livree vor, der in einem teuren Restaurant arbeitet. Und obwohl es viele Frauen in diesem Beruf gibt, obwohl viele Oberkellner:innen heute modern gekleidet sind, obwohl viele außerhalb der gehobenen Gastronomie arbeiten: Sofern Sie selbst nicht häufiger mit solchen Menschen in verschiedenen Situationen zu tun haben, wird Ihr Schema dieses verallgemeinerte Bild eines Obers aufrechterhalten. Denn Verallgemeinerungen sind genau das, was unsere Schemata liefern sollen. Ihre Aufgabe besteht darin, die riesige Flut an Reizen, denen wir beständig ausgesetzt sind, zu ordnen und zu interpretieren - und in allgemeine Kategorien zu fassen. Schemata fungieren als geistige Klassifikationssysteme.

Für jeden Themenbereich haben wir ein solches Schema, auch für Tiere. Ein Tier kann beispielsweise als Beutetier, Fressfeind, Schädling, Haustier oder Nahrungsmittel eingeordnet werden. Wie wir ein Tier

einordnen, bestimmt dann wiederum, wie wir uns zu ihm in Beziehung setzen: ob wir es jagen, vor ihm fliehen, es ausmerzen, lieben oder essen. Zwischen den Kategorien kann es gewisse Überschneidungen geben (ein Tier kann Beutetier *und* Nahrungsmittel sein), aber wenn es um Fleisch geht - oder um Eier oder Milchprodukte* -, dann sind die meisten Tiere entweder Nahrungsmittel oder eben nicht. Mit anderen Worten: Wir besitzen ein Schema, das Tiere als essbar oder als nicht essbar einordnet.**

Und wenn wir es nun mit dem Fleisch eines Tieres zu tun haben, das wir als nicht essbar einordnen, geschieht etwas Interessantes: Wir stellen uns automatisch das lebende Tier vor, von dem es stammt, und empfinden Ekel beim Gedanken, es zu essen. Dieser Wahrnehmungsprozess läuft folgendermaßen ab:

*Golden-Retriever-Fleisch (Reiz) → nicht essbares Tier
(Überzeugung/Wahrnehmung) → Bild eines lebenden
Hundes (Vorstellung) → Ekel (Gefühl) →
Weigerung/Widerwille, das Fleisch zu essen (Handlung)*

Kehren wir noch einmal zurück zu unserer Abendessensszene, zu dem Moment, als Sie erfahren, dass Sie gerade Golden Retriever gegessen haben. Wäre diese Situation real, dann würde Ihre Nase jetzt immer noch genau dasselbe riechen und Ihre Zunge immer noch genau dasselbe schmecken wie vor wenigen Sekunden. Vor Ihrem geistigen Auge wäre nun aber wahrscheinlich das Bild eines Golden Retrievers erschienen: wie er mit einem Ball durch den Garten tollt, entspannt vor einem warmen Kamin döst oder vielleicht neben einer Joggerin herläuft. Und gemeinsam mit diesen Bildern würden sich vermutlich Gefühle wie Empathie oder Mitleid für den getöteten Hund

einstellen – und daher Ekel bei der Vorstellung, dieses Tier zu essen.

Wenn dagegen Rindfleisch auf dem Tisch steht, sehen Sie nicht das Tier vor sich, von dem dieses Fleisch stammt. Stattdessen sehen Sie schlicht »Essen« und Ihre Gedanken gelten lediglich dessen Geschmack, Geruch und Konsistenz. So jedenfalls geht es den meisten Menschen. Wenn wir es mit Rindfleisch zu tun haben, überspringen wir gewöhnlich den Teil des Wahrnehmungsprozesses, der in unserem Kopf die Verbindung zwischen Fleisch und lebendem Tier herstellt. Natürlich wissen wir alle, dass Rindfleisch von einem Tier stammt, aber wenn wir es essen, vermeiden wir lieber, daran zu denken. Im Rahmen meiner Forschungen wie auch privat haben mir buchstäblich Tausende Menschen bestätigt, dass sie ein ungutes Gefühl dabei hätten, wenn sie beim Verzehr von Rindfleisch tatsächlich an eine lebende Kuh denken würden. Manche könnten das Fleisch nach eigener Aussage dann nicht mehr essen. Aus diesem Grund vermeiden es viele Menschen, Fleisch zu essen, das noch eine Ähnlichkeit mit dem ursprünglichen Tier hat. Dass Fleisch mitsamt dem Kopf oder anderen erkennbaren Körperteilen serviert wird, ist bei uns eine Seltenheit. In einer interessanten Studie dänischer Forscher:innen etwa zeigten die Teilnehmenden Unbehagen, wenn sie Fleisch essen sollten, das dem Ursprungstier ähnelte, und gaben Hackfleisch den Vorzug gegenüber ganzen Fleischstücken.³ Doch selbst wenn wir tatsächlich die bewusste Verbindung zwischen Rindfleisch und Kühen herstellen, fühlen wir uns beim Essen von Rindfleisch weniger unwohl, als es beim Essen von Golden Retrievers der Fall wäre, da Hunde (in vielen Kulturen) üblicherweise nicht zum Essen gedacht sind.

Es zeigt sich also, dass unser Empfinden und Verhalten gegenüber einem Tier weit weniger davon abhängt, um was